

(Nachdruck verboten.)

68]

## Der Mauksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

XIII.

Ein Mann in einem Gig trieb eine Kuh mit langen Hörnern vor sich her. Der Treiber, das Pferd, der Gig und die Kuh gleichen wandelnden Staubgebilden, aber Pete erkannte sie doch.

„Sind Sie es, Cäsar? Und Sie bringen die alte Hornhey zum Verkauf?“

„Ich thue es mit tief bekümmertem Herzen. Hat sie doch mir und den Meinen manch gutes Glas Milch gegeben,“ sagte Cäsar, dem Weinen nahe.

„Sie bekommt manchmal Krampfanfälle, nicht wahr?“

„Still doch, still!“ sagte Cäsar, sich unblidend, „Eine gute Kuh, ganz gewiß; aber sie ist heute zweimal zu Boden gefallen, seit ich von Hause fort bin.“

„Ich würde gleich was drum geben, wenn ich's mit ansehen könnte, wie Cäsar seine Kuh verkauft,“ dachte Pete.

Drei Männer handelten um ein Pferd. Zwei waren Verkäufer, der dritte (es war der schwarze Tom) wollte es kaufen.

„Die Stute geht jetzt ins fünfte Jahr. Stammt von Mahomed ab. O, ich habe Zeugnisse, die es beweisen,“ sagte einer der beiden.

„Was, Mann, ins fünfte?“ schrie der schwarze Tom dem Pferd in das offene Maul. „Sie hat das achte auf immer hinter sich in diesem Leben.“

„Wozu den Mann betrügen?“ sagte der andre Verkäufer auf mantisch. „Sie ist sechzehn, gib ihr Alter auf neun an.“

„Seid ehrlich, Ihr Leute,“ sagte der schwarze Tom mit näselnder Stimme, „und spricht englisch vor mir armem Sterk.“

„Mein Bruder hier behauptet, sie ist sieben Jahre alt,“ versicherte der erste der beiden.

„Du verdammter Lügner,“ schrie der schwarze Tom auf mantisch. „Er sagt, sie ist sechzehn.“

„Treiben Sie denn Handel mit Ponies?“ fragte Pete.

„Mit allem, was mir gerade vorkommt. Kaufe für die Pächter am Lonan Weg oben.“

„Kommen Sie,“ sagte Pete. „Cäsar ist da; er bringt eine langhornige Kuh zu Markte.“

Sie fanden den guten Mann, wie er die weiße Kuh mit einem Strick an das Rad des Gigs band.

„Wie geht's, Cäsar? Und wie viel wollt Ihr für das Langhorn?“ fragte der schwarze Tom.

„Sehen Sie sich das Tier nur an, Mr. Quilliam. Untersuchen Sie es selbst.“

„Noch leidlich hübsch, wohl genährt, fünfmal gefalbt — war's fünfmal, Cäsar?“ sagte der schwarze Tom, und griff nach einem der langen Hörner.

„Erst dreimal, und wird im Februar wieder kalben.“

„Kein Milchfieber? Nein? Schlägt etwas beim Melken hinten aus? Nie? Krämpfe? Nie Krämpfe gehabt, Cäsar?“ dabei öffnete er eines der Augen der Kuh so weit wie möglich.

„Kennen Sie mich nicht schon seit Jahren als recht-schaffenen Mann, Mr. Quilliam?“ fragte Cäsar in beleidigtem Tone.

„Was soll denn das Tier kosten?“

„Dreizehn Pfund, und lieber nehm' ich sie wieder heim, ehe ich sie für ein Pfund weniger gebe.“

„Dreizehn? Was? Zehn. Ich will zehn dafür geben und keinen Pfennig mehr.“

„Empfehle mich bestens, Mr. Quilliam,“ sagte Cäsar und wandte sich ab. Dann, wie nach reiferer Ueberlegung: „Sie sind ein alter Freund von mir, Thomas, ein sehr alter Freund, — teilen wir den Preisunterschied, Tom.“

„Toppl' Zerbrechen wir einen Strohhalm zum Zeichen,“ sagte der schwarze Tom, und der Handel war abgeschlossen.

„Da hab' ich ein feines Geschäft gemacht. Das Tier ist fünfzehn wert,“ sicherte der schwarze Tom Pete ins Ohr, als er die Kuh nach einem Schuppen führte.

„Ich muß eine andre Kuh an Stelle der guten alten Hornhey kaufen,“ murmelte Cäsar, und schritt nach dem Viehmarkt hin.

„Spiel auf, Jakob“, rief Pete.

„Die Segel fest!“

„Es treibt der West!“

„Uns stolz auf den Fluten dahin.“

Zehn Minuten später hörte Pete ein furchtbares Geschrei, das noch lauter war als der Lärm seiner Musikanten. In dem Schuppen schrie und brüllte alles durcheinander.

„Was giebt es denn hier?“ fragte er, sich durchdrängend, mit unbefangener Miene.

„Dem Sterk seine Kuh hat Krämpfe“, schrie der schwarze Tom. „Ich muß mein Geld zurückhaben. Glaubt der alte psalmensingende Hans Narr etwa hier eine Kollekte erheben zu können? Mein Geld, meine zwölf Pfund will ich haben!“

Wäre der schwarze Tom nicht so ragenahl gewesen, so würde er sich vor Aerger alle Haare ausgeraut haben. Doch Pete beruhigte ihn.

„Cäsar sucht eine andre Kuh, verkaufen Sie ihm seine wieder zurück. Unmöglich? Sie bewahre! Sie schneiden ihr die langen Hörner ab, daß sie sich selbst nicht mehr gleich sieht — ich wette, er kennt sie nicht wieder.“

Dann machte Pete sich an Cäsar heran und sagte: „Tom hat eine Mailie (eine hornlose) Kuh zu verkaufen, es ist gerade, was Sie brauchen.“

„Eine gute Mailie?“

„Zehn Quart Milch jeden Tag und fünfzehn Pfund Butter die Woche.“

„Wo ist das Tier?“ fragte Cäsar.

Sie begegneten dem schwarzen Tom, der eine hornlose weiße Kuh vom Schuppen auf den Nasen hinans führte.

„Da trifft man Euch ja mal zusammen, Peter,“ sagte Tom freundlich.

Cäsar blickte die Kuh einen Augenblick zweifelhaft an und fragte dann rasch: „Was ist der Preis der Mailie, Mr. Quilliam?“

„Ach, sehen Sie sich das Tier doch erst an, Mr. Cregeen. Untersuchen Sie es mir selbst.“

„Ja, ja, nun, ja. Ein leidlich gutes Tier. Viermal gefalbt, Thomas?“

„Erst zweimal, und im Januar kommt das drittemal. Vierundzwanzig Quart frische Milch jeden geschlagenen Tag, und Butter so viel, daß das Buttersaß plakt.“

„Kein Fieber? Keine Zufälle? Nein?“

„Ach, wir kennen uns ja schon seit langen Jahren, Mr. Cregeen.“

„Nun, was meinen Sie? Elf Pfund für die Kuh, Tom.“

„Dreizehn, Cäsar, und wenn Sie nicht ein so alter Freund von mir wären —“

„Die Hand her, Mr. Quilliam. Ich bin der Mann nicht, der, wenn er einen Handel gemacht hat — Mantische Noten oder bar Geld, Thomas? Gold? Nun, da ist's: eins, zwei, drei, vier (er warf einen forschenden Blick nach der Kuh zurück). Wunderbar genug, wie ähnlich sie der alten Hornhey ist — fünf, sechs, sieben — was Farbe und Größe betrifft, meine ich — acht, neun, zehn — und wenn sie nicht eine Mailie wäre — elf, zwölf (er hielt das Geld noch unter dem Daumen) — wird das nicht genug sein, Mr. Quilliam? Nein? Dann noch ein halbes? Ach, wie zähe Sie sind, Tom — dreizehn.“

Nachdem er das letzte Pfund gezahlt hatte, stand Cäsar eine Weile da, betrachtete seinen Einkauf und sagte dann bedenklich: „Nun, meiner Frau — Grannie wird sagen, ich bringe dasselbe Tier wieder heim. (Die Kuh fing an zu taumeln.) Ja, und es ist — nein, gewiß — doch 's ist eine hornlose. (Die Kuh stürzte hin.) Bekommt aber jedenfalls dieselben Zufälle,“ schrie Cäsar und fuhr dann auf den Kopf der Kuh los. „Und 's ist auch dasselbe Tier! Man hat ihr die Hörner nur abgeägt. Das Geld zurück. Mein Geld will ich wieder haben! Meine dreizehn schönen Goldstücke, im Schweiß meines Angesichts verdient!“

„Fällt mir nicht ein“, sagte der schwarze Tom. „Von Zurückgeben ist keine Rede. War Ihnen die Kuh gut genug zum Verkauf, so ist sie auch ein guter Einkauf für Sie“ und er drehte sich mit Siegermiene auf den Hacken um.

Cäsar war außer sich vor Verdruß.

„Nehmen Sie sich nicht so zu Herzen“, sagte Pete. „Wenn Tom Sie auch jetzt übervorteilt hat, so wird das beim jüngsten Gericht schon ausgeglichen werden. Die Genußthuung bleibt Ihnen jedenfalls.“

„Wer weiß? Das ist noch sehr die Frage!“ murmelte Cäsar zwischen den Zähnen. „Das ist ein durchtriebener Kerl. Er wird sich noch befehren, ehe er stirbt, damit man es droben mit Stillschweigen übergeht, daß er meiner Kuh die Hörner abgejagt hat.“

„Spiel auf, Jakob“, rief Pete.

„Heil, Insel Man,  
Perle im Ozean,  
Seejungfrau, Dich liebe ich sehr.“

XIV.

Der Himmel war trübe geworden, es fing an zu regnen und alles raunte nach den Wagen. In einer halben Stunde war der Linnwaldhügel leer und die Leute stoben nach allen Seiten aus einander vor den großen Regentropfen, die herab strömten.

Pete mietete einen Gesellschaftswagen, der nach dem Norden fuhr, und packte alle seine Freunde aus Ramsay hinein. Nachdem sie untergebracht waren, drängten sich noch viele Hilfslose und Verlassene herzu, die nach derselben Richtung hin wollten — junge Mütter mit Kindern, alte Männer und alte Frauen. Pete hob sie alle hinein, bis Sitze und Fußboden voll waren und der Wagen nicht mehr zu fassen vermochte. Doch erntete er wenig Dank dafür.

„Das abscheuliche Drängen und Quetschen! Wahrhaftig, mein schwarzer Merinorock, den ich nur einmal angehabt habe, wird in Grund und Boden verdorben. Wenn's nun nicht bald fortgeht, hol' ich mir das schrecklichste Gliederreißen.“

Sie fuhren endlich ab und rasselten hinter einer langen Reihe schwerfälliger Karren den Bergweg hinunter. Die blauen Glockenblumen nickten regenschwer aus den Hecken und den Leuten im Wagen stand der Mund nicht still.

„Unser Tom hat die Färse verkauft und ein gutes Geschäft gemacht.“

„Warum haben Sie denn nicht Corlett Beldromas Mähre gekauft, Juan?“

„Da wär' ich bald dagelegen wie ein toter Hering. So was fehlte mir bloß.“

„Sie schlägt hinten aus? Schlagen Sie sie nur wieder, Mann, nur immer drauf los. Ein Pferd ist wie 'ne Frau. Wenn Ihr der nicht dann und wann eins verfehlt —“

Sie hielten vor jedem Wirtshaus; es gab ihrer viele am Wege. Die Männer waren bald betrunken und begannen zu singen, worüber sich die Frauen höchlichst ereiferten.

„Ihr seid, meiner Seel', nicht besser als ein Pack Baumwollspinner.“

„Im Gegenteil, weit schlechter, Madam. Die Leute haben doch eine Entschuldigung. Sie stecken das ganze Jahr in ihrer Spinnerei und haben zu Hause nichts als einen Grasplatz im Hinterhof, so groß wie 'ne Hand, auf dem man sich kaum runderrehn kann.“

Der Regen kam jetzt in Strömen herunter, der Bergweg wurde steil und öde, die wenigen Häuser, an denen man vorüber kam, waren leer und mit Brettern vernagelt. Durch die Ginsterbüsche pfliff der Wind, einige Gänse watschelten schreiend über das unbebaute Land, eine einsame schwarze Krähe flog durch die Luft und auf dem Meere draußen stieg eine hohe Rauchsäule empor und zog immer weiter mit dem Bergnügungsdampfer, der seine Ladung Touristen um die Insel herumfuhr. Im Wagen ging das Singen in Seufzen über, mehrere Männer fingen Händel an, andre weinten und schluchzten in der Trunkenheit.

Pete erhielt sie alle munter. Er schwakte, lachte und erzählte närrische Geschichten. Obgleich verwundet, nieder gebeugt und bis ins Herz getroffen, fuhr er doch mit äußerster Anstrengung fort, jedermann und auch sich selbst glauben zu machen, daß alles in bester Ordnung sei und er ein lustiger Bursche ohne irgend welche Nebengebanten.

Er war trotzdem froh, nach Hause zu kommen, wo er nicht länger den Heuchler zu spielen brauchte. Als sie durch

Sulby fuhren, stieg er aus und sprach in der „Mants-Jec“ vor. Sie fanden das Haus geschlossen; nur Grannie war wach geblieben, hatte auf das Geräusch der Räder gelauscht und Cäsars Rückkehr erwartet. Es lag etwas Ungewöhnliches und Geheimnisvolles in ihrem Wesen. Neben dem Feuer kauend, stieß sie aus einer langen Thonpfeife kleine blaue, fast unsichtbare Rauchwolken aus. Die gute alte Seele hatte in ihrer Bedrängnis-Zusucht zur Pfeife genommen. Sie sah Pete mit feuchten Augen an, und er glaubte zu bemerken, daß sich seit dem Morgen etwas ereignet haben mußte, doch getraute er sich nicht darnach zu fragen. Er fing an, von den großen Tagesereignissen in Linnwald zu erzählen, kam dann auf Philipp zu sprechen und schließlich auf Rätche, die er etwas heftig verteidigte, daß sie noch immer nicht zu ihrem Kinde zurückgekehrt sei; die Kleine bekomme aber von der Mutter unaufhörlich Geschenke geschickt.

„Und was für Geschenke —“ brach er entzückt los.

„Du issest zu wenig, Pete, Du solltest Dich wirklich besser nähren,“ sagte Grannie.

„Essen? Sprichst Du von Essen?“ rief Pete. „Wenn Du mich nur auf dem Markt gesehen hättest, so würdest Du gesagt haben: „Der Mann muß einen wahren Straußenmagen haben!“ O nein, Grannie, ich bin nicht wählerisch. Ich esse, was mir zwischen die Zähne kommt. Wenn ich etwas vor mir habe, so is's auch hinunter, ehe man drei zählen kann.“

Als er in der Dunkelheit fortging, hörte er Cäsars Sig heranrollen und sah die frühere alte Horney, jetzige Mailie, davor auftauchen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

### Die Quikows.

In dieser Zeit des Kampfes gegen die Begehrlichkeit des Junkertums, welches heute mehr als je zuvor Opfer aus der Volkstasche für seine Sonderinteressen verlangt, erscheint es zeitgemäß, einen Rückblick zu thun in jene Tage, da das Junkertum noch selbstherrlich Macht und Herrschaft geübt hat. Wie oft mag heute noch manches kleine Junkerlein, dem sein dürftiges Kartoffelgut nicht genug Rente abwirft, um davon seinen noblen Passionen leben zu können, wehmütig der Zeit gedenken, da seine Vorfahren mit Reissigen und Knappen auf festen Burgen haften und das Minus in den Einnahmen wettmachten durch das plannmäßige „Auspochen“ der Dörfer, durch die Ausplünderung der „Pfefferjäder“ aus der Stadt, wenn sie auf der Landstraße in den Hinterhalt des räuberischen Junkers fielen.

Das Junkertum der Mark bestritt im 14. und 15. Jahrhundert insbesondere auf solche Weise seine Lebenshaltung. Das Land lag im tiefsten Verfall, unherziehende Räuberbanden machten Weg und Steg unsicher, und so viele Adelsitze im Lande, so viele Herren waren vorhanden. Die ritterlichen Fehden, die diese rohen Junker in ununterbrochener Reihe mit einander führten, waren nur der Vorwand zu brutalen Räubereien. Wüthte solch ein Junker, daß in den Dörfern seines Nachbarn der Viehbestand vervollständig oder eine gute Ernte eingebracht war, so sagte er dem Nachbarn Fehde an. Für die Dauer der Fehde konnte man sich gegenseitig soviel Schaden, als nur irgend möglich, zufügen. Der feldführende Junker warb daher rasch das Raubgesindel von den Landstraßen an, fiel in die Dörfer seines Gegners ein, raubte, fengte und braunte so viel er konnte, um sich dann mit Beute reich beladen, rasch wieder auf seine sichere Raubveste zurückzuziehen. Der Gegner machte es ihm bei nächster Gelegenheit nicht besser. So war das „Auspochen“ der Dörfer ein Haupterwerbszweig dieses Junkertums, der jedoch mit der zunehmenden Verelendung der ausgeplünderten Orte immer weniger ertragreich wurde.

Desto mehr schielte das Junkertum nach den märkischen Städten, unter denen die Schwesterstädte Berlin und Cölln die bedeutendsten waren. In einer Hauptader des Verkehrs gelegen, bei blühender Handwerksproduktion und Durchgangshandel nach dem Osten, bargen die Städte hinter ihren festen Mauern viel Reichthum. Aber diese Trauben hingen den Fächeln des märkischen Junkertums denn doch zu hoch. Innerhalb ihrer Mauern war die wehrhafte Bürgerkraft Berlins und der übrigen Städte unangreifbar. Berlin hatte selbst fremdes Kriegsvolk in Sold, um der Bürgerkraft das Waffenhandwerk thümlichst zu erleichtern. Drohte Gefahr so läuteten die Sturmglocken und wirbelten die Trommeln. Rasch hatten die Bürger ihre Wehren aus der Kistkammer hervorgeholt und sich auf den Markte versammelt. War der die Stadt bedrohende Feind stark, so gaben sich die Städte gegenseitig rasch Nachricht und erhoben sich zu vereinigter Gegenwehr. Auch nächtliche Ueberfälle waren schwierig, da man die Thore gut bewachte. So blieb denn den räuberischen Junkern der Mark nichts als das gelegentliche Ueberfallen der städtischen Kaufleute, wenn sie ihnen ins Gehege kamen, oder das

Begreifen städtischer Viehherden, wenn sich des Junkers Reitersleute unbemerkt bis zu den Wiesen vor den Stadthoren hinschleichen konnten.

Diese alltäglichen Räubereien steigerten sich namentlich für Berlin und Cöln bis zur Unerträglichkeit, als die Macht der Junker Quigow ihren Höhepunkt erreicht hatte.

Die Quigows, zwei Brüder, Dietrich und Johann, hatten vordem in Mecklenburg gesessen, waren dann aber in die Mark eingewandert, deren verwahrloste Zustände für das junkerliche Beutemachen den richtigen Boden abgaben. Sagt doch der Chronist Angelus von den Zuständen der Mark, „daß je näher jemand der Mark kam, je fährlicher er gereiset oder gewandert hat. So hat sich auch ein jeder der Gewalt, so er gehabt, überhoben und nur, was ihn gelüstet, gethan.“

Für 2000 böhmische Groschen hatte der Junker Dietrich Quigow die Beste Friesack von Jobst v. Mähren an sich gebracht. Mit den reichsten und einflussreichsten Familien veretterten sich die Quigows rasch. Auch waren bei ihnen die alten Charaktereigenschaften des Junkertums: ein brutales Draufgehen, ein rücksichtsloses Zulangen, besonders ausgeprägt vorhanden. Dadurch kamen sie rasch vorwärts. Ihr Besitz dehnte sich aus, ihre Macht wuchs, sie wurden die Häupter des märkischen Junkertums.

Diesen Junkern beugte sich auch das Bürgertum in den Städten. War doch außerhalb seiner Mauern der städtische Kaufmann wehrlos und auf den Landstraßen plauderte ihn auf Schritt und Tritt der beutemachende Junker, dem es überdies ein standesgemäßes Vergnügen bereitete, die städtischen Pfefferfäcke zu schinden, wann und wo er nur konnte. Diese Junker konnten jeder Macht Trotz bieten und es ist bekannt, wie Junker Dietrich selbst den zum Statthalter der Mark ernannten Grafen Günther v. Schwarzenburg am hellen lichten Tage bei dem Dorfe Fischbed bei Tangermünde an der Elbe überfiel und, während der Statthalter auf einer Fährde über die Elbe setzte, sein ganzes, am Ufer gebliebenes Gepäck hochlachend als leichte Beute fortführte.

Eines der schimpflichsten Blätter aus der Geschichte des Bürgertums ist die Art, wie sich selbst Berlin knirschend unter die Faust dieser Junker beugen mußte. Der Stadttadel veranstaltete dem Junker Dietrich glänzende Feste, wenn er in Berlin weilte, und das Bürgertum kroch vor ihm, um sich die geringe Freiheit des Handels und Verkehrs draußen auf den Landstraßen zu sichern.

Das Junkertum aber hat zu allen Zeiten besser seine Rechnung im offenen Kampf mit der Stadt und den städtischen Gewerben gefunden, als bei dem scheidlichen, friedlichen Verträgen. Auch Junker Dietrich sah alsbald, daß die Berliner Pfefferfäcke die Kosten gelegentlich Langzuchtbarkeiten und Belage, die sie ihm bereiteten, zehnfach bei ungestörtem Handel wieder hereinbrachten, und er fand, daß das Vertragen doch ein schlechtes Geschäft für ihn sei.

So begannen denn bald wieder die alten junkerlichen Plünderungen und Verrereien des dahergehenden Kaufmanns. Die Berliner Fischer auf der Spree wurden von des Junkers Knechten mißhandelt, im Köpenicker Gebiet, auf welchem der Quigow ein Schloß hatte, wurden dem Kaufmann die Straßen gesperrt und wer sie betrat, ward gefangen gesetzt. Alles Betteln und Bitten des Berliner Rates nützte nichts, und schließlich war die offene Fehde da, während welcher der Junker in alter liebgeordneter Weise ranben und plündern konnte.

Der Streit wurde schließlich durch den Schiedspruch des märkischen Statthalters, des Herzogs von Pommern, geschlichtet. Selbst dieser, der doch gewiß der Junker „Rechte“ wahrte, mußte sich auf die Seite der mißhandelten Stadt stellen. Eine Forderung von 1500 Schock böhmischer Groschen, die Junker Dietrich, um für seine Fehde einen Schein des Rechts zu haben, gegen Berlin geltend machte und die er aus der Zeit datierte, da ihm von den Berlinern der Oberbefehl bei einer Fehde mit den Pommern anvertraut worden war, mußte der Schiedsrichter abweisen.

Eine Weile schien nun Ruhe zu herrschen und die Berliner Kaufleute hatten sich nicht mehr über Erpressungen auf den Landstraßen zu beklagen. Doch an einem Septembertage des Jahres 1410, da die Berliner Hüttenjungen nichts ahnend die Viehherden der Stadt auf die städtischen Wiesen am Ufer der Spree getrieben hatten, rauschten plötzlich des Quigows Reiter daher, jagten die Hüter gegen die Stadt und trieben die Viehherden Berlins als gute Beute nach dem Schlosse Bögow, dem heutigen Dranienburg.

Das war für Berlin ein fürchterlicher Schlag. Ohne Vieh sein, bedeutete für die mittelalterlichen Städte, ohne Nahrung sein. Zog man doch das Vieh, dessen Fleisch man verzehrte, selbst und jeder Bürger mästete wenigstens einige Schweine, um damit seinen Fleischbedarf zu decken. Das Begreifen des Viehes war gleichbedeutend mit Hungern. Eine unbefähigliche Erregung durchtobte die Stadt, zumal der Junker durch den Raub in frecher Weise Tren und Glauben mit Füßen getreten hatte, denn seit dem Schiedspruch des Statthalters lebte die Stadt mit ihrem Feinde in Frieden.

Auf Verlangen der Bürger mußte die Verfolgung des Räubers aufgenommen werden, und, den Ratsherrn Niklas Wynß an der Spitze, zog ein bewaffneter Bürgerhaufen zum Spandauer Thor hinaus, dem Räuber nach. Wirklich holten sie ihn auch ein, aber die überlegene Geschicklichkeit der Quigowischen Knechte brachte den Kampf zu einem für die Berliner schlimmen Ende. Mit Toten und Verwundeten wurden sie heimgeführt, und der Ratsherr geriet gar mit fünfzehn andern Bürgern in des Junkers Gefangenschaft. Zwei Jahre lag er in dem finsternen Verließ des Schlosses Bögow.

Während dieser Zeit führten die von dem Junkerübermut bis aufs Blut gequälten Bürger von Berlin und Cöln ununterbrochenen Krieg mit den Quigows, der erst 1412, durch die Vermittlung der Stadt Frankfurt, ein Ende erreichte.

Im April des Jahres 1413 sah Berlin den gefürchteten Junker wieder. Dietrich und Johann Quigow waren mit vielen andern märkischen Junkern nach Berlin gekommen und ritten durch die menschenüberfüllten Straßen zum hohen Hause, um dort dem „rechten Obersten, gemeinen Verweiser und Hauptmann der Mark“, dem hierzu vom Kaiser ernannten Burggrafen Friedrich von Nürnberg sich zu unterwerfen. Sie wurden von dem neuen Herrn, der wenig von dem Reden an sich hatte, als den ihn die zünftige Geschichtsschreibung darstellt, mit großer Fremdbillichkeit aufgenommen. Er versuchte dieses ruppige Junkertum, welches sich mit all seiner Zähigkeit und wie ein Hamster wehrte, ein Tittelchen von seinen kleinen Herrenrechten fremder Notmäßigkeit zu opfern, durch Entgegenkommen zu gewinnen. Hatte er doch bereits in dem Kleinsten, den die märkischen Junker im Verein mit den pommerschen Herzögen wieder ihn anzettelten und in welchem sie ihn, und zwar in der Schlacht am Kremmer Damm, eine schwere Niederlage bereiteten, deren Entschlossenheit kennen gelernt. In Wirklichkeit dachten die Junker auch nicht an Unterwerfung. Ihre Macht erschien ihnen groß genug, um auch fernherhin Stadt und Land unter ihrer Fuchtel zu halten. Sie unterwarfen sich deshalb bloß zum Schein und benutzten alsbald eine Fehde mit dem Magdeburger Erzbischof, um aufs neue in den Dörfern zu plündern und zu brennen. Die friedlichen Versuche des neuen Landeshauptmanns, den junkerlichen Räubereien ein Ende zu machen, begegneten sie mit dem trotzigsten Poehen auf ihr hergebrachtes Recht: ihre Privatfachen gingen den Landeshauptmann nichts an.

Wenn einmal aber die Raubjunker die Vergeltung erteilte, so war dies weniger dem diplomatischen und politischen Gesicht des neuen Landeshauptmanns, als vielmehr der Thatfache zuzuschreiben, daß die fürstliche Macht im Reiche diesem kleinen Herrenum längst nicht mehr wohl gesonnen war. Diese kleine Adelsanarchie war der Entwicklung der Fürstengewalt im Wege, und das Reich war deshalb bestrebt, die kleinen Räuber zu unterwerfen oder auszurotten. Es gelang deshalb dem neuen Herrn der Mark leicht, auf die Häupter der Quigow, Kochow und Pulzig „des Reiches Oberacht“ herabzubeschwören. Damit waren sie vogelfrei.

Die Oberacht zersplitterte die märkischen Junker. Die Kämpfe mit den Städten und dem ihnen aufgezwungenen Landeshauptmann zu führen, fühlten sie sich hinlänglich stark. Ein Eingreifen der Reichsobergewalt hätte sie vernichtet. Deshalb fanden sie nun, daß ihnen das Hemde näher sei als der Rock und ließen die Geächteten allein.

Gleichzeitig erhoben sich die Städte. Die Zustände waren unerträglich geworden, und die Geschlechter in den Städten glaubten, daß sie, sofern sie dem Landeshauptmann halfen die Junkermacht zu vernichten, in der Zukunft die Hauptrolle in der Mark spielen dürften. So zogen denn ihre Fahnlein dem Burggrafen Friedrich zu, der durch solche fremde Hilfe stark genug wurde, die Quigows und ihren Anhang zu vernichten.

Aber nicht vernichtet war die Macht des Junkertums. In allen Zeiten besaß es eine bewundernswürdige Anpassungsfähigkeit. Als es erkannt hatte, daß es den neuen Herrn nicht verdrängen könne, anerkannte es ihn und sicherte sich seine Vorherrschaft. Es wirtschaftete unter ihm, da es nicht ohne ihn wirtschaften konnte. Und auch der neue Herr in der Mark erkannte bald, daß seine Interessen mit denen des unterworfenen Junkertums zusammenfielen.

Wie er sich die Junker unterwarf, so unterwarf sich sein Nachfasse das trotzigste Herrenum der Städte und machte diese von sich abhängig. Die politische Entwicklung der Mark blieb dem Junkertum günstig, und in allem Wandel der Zeiten hat sich der Junker Trotz und ihr gesegneter Appetit behauptet bis auf den heutigen Tag. — E. R.

## Kleines Feuilleton.

— Ueber die Volkspoesie der Dravidastämme (Südbindien) berichtet in „Globus“ W. Gallenkamp nach einer englischen Quelle. Sehr häufig sind die sogenannten Arbeitslieder, welche bei der Arbeit gesungen werden: einer ist dabei der Vorsinger, während die übrigen immer in den Refrain einfallen, und zwar dann, wenn die Arbeit, das Heben, Ziehen usw., geleistet wird. Eines dieser Lieder möge hier Platz finden:

An jeden Mann ist ein Weib geschmied't,  
Er wird sie nicht los, so lang' er lebt.  
O ho! Jellé!

Zwei Drittel vom Lohn nimmt sie uns weg,  
Reint aber, wir schaffen schon mehr noch herbei.  
O ho! Jellé!

Und geben wir einen Tag ihr nichts,  
Dann gerät sie in Wut schier endlos lang.  
O ho! Jellé!

Wenn's dunkel noch ist, müssen wir hinaus,  
Sie selbst schläft fort in den Tag hinein.  
O ho! Jellé!

Den ganzen Tag schaffen mit Art und Spaten,  
Das Essen uns bringen, das ist ihr zu weit.  
O ho! Jellé!

Wir haben nicht Zeit zum Essen selbst  
Sie rüht sich von ihrem Eise kaum.  
O ho! Jellé!

Was wird aus dem sauer verdienten Geld?  
Das erfährt wohl nie ein Mensch von ihr.  
O ho! Jellé!

Wie oft wird uns von Sit' und Arbeit schlecht,  
Sie legt nicht mal das Haus, aus Angst vor Schmutz.  
O ho! Jellé!

Geh's gut, verdienen ein'ge Kupfer wir,  
Doch sie zu Haus hat stets den Mund voll Reis.  
O ho! Jellé!

Wir ruh'u uns aus, der Herr kürzt unsren Lohn,  
Sie schilt und zankt die ganze Nacht uns dann.  
O ho! Jellé!

Es ist doch eine sonderbare Welt:  
Wir müssen schaffen, sie hat den Gemüß.  
O ho! Jellé!

### Aus dem Tierreiche.

— Der amerikanische Bison — seinen alten Namen Büffel hat man ihm genommen — wird im Yellowstone Park, einen großen umzäunten Wildgarten, erhalten, wo er unter der Aufsicht von Col. Charles J. Jones vor Schaden bewahrt wird. Der Kongreß hat 15 000 Dollar bewilligt und der Minister des Innern hat Jones mit der Sache betraut. Der Bison hatte, schreibt die „Nölnische Zeitung“, seit Jahren eine Zufluchtsstätte im Yellowstone Park, aber nur 22 Stück von mehreren Hunderten überlebten die harten Winter. Nach einem neuesten Bericht soll es in den Vereinigten Staaten noch 1148 Büffel geben, aber nur 72 wilde, nämlich neben den obigen 22 noch 50 in Colorado; alle andren befinden sich in mehr oder minder enger Gefangenschaft; unter ihnen werden 175 Mischblutbüffel geredet, die hier unter dem Namen cattelos gehen, einer Zusammenziehung von cattle buffaloes. In Kanada giebt es 669 Büffel, wohl meist Waldbüffel, davon 69 in Gefangenschaft und schätzungsweise 600 wilde. Außerhalb Nordamerikas schätzt man 128 lebende Bisons. Die Kreuzung des Büffels mit dem Hausrind scheint sehr zufriedenstellende Ergebnisse zu bringen. In den vierziger Jahren, zur Zeit der American Fur Co., wurden von St. Louis, Madinaw, Detroit, Montreal und der Hudsonbai je 100 000 Felle verhandelt, nur die besten von den Millionen Tieren, die in den Prärien abgeschlachtet wurden. Herden von 100 000 waren häufig, und Offiziere der Armee berichteten noch im Jahre 1862 von einer Herde, die 110 Kilometer lang und 50 Kilometer breit sich vom Arkansas zum Yellowstonefluß bewegte; im Jahre 1868 ritten Sheridan und Custer drei Tage lang durch eine einzige Herde, und die Plüge auf der Kansas Pacific mußten ganze Tage im freien Felde liegen, weil dicke Herden das Geleise überschritten. —

### Physikalisches.

ht. Von der Flamme. Die Natur der Flamme zu ergründen, ist den Menschen nicht leicht gefallen. Die merkwürdigsten Vorstellungen über das Feuer und den ihm zu Grunde liegenden Aether finden wir im Aiternum und im Mittelalter. Heute wissen wir durch die Leistungen der modernen Chemie, daß eine Flamme austritt, wenn ein brennbares Gas mit dem in der Luft enthaltenen Sauerstoff eine chemische Verbindung eingeht. Verbrennen wir Leuchtgas oder Wasserstoff, so erkennen wir das ohne weiteres; verbrennen wir jedoch einen festen oder flüssigen Körper, Petroleum, Holz oder eine Kerze, so scheint ja dieser unmittelbar zu brennen. Thatsächlich muß er aber stets erst so stark erhitzt werden, daß sich das brennbare Gas aus ihm entwickelt, das dann mit leuchtender Flamme brennt. Ist eine solche Vergasung nicht möglich, so kann der Körper durch starke Erhitzung in helles Glühen versetzt werden, jedoch brennt er dann nicht, wie wir das z. B. bei den Glühstrümpfen in den Gasflammen sehen. Nicht jede Flamme leuchtet; Wasserstoff z. B. verbrennt mit fast vollständig dunkler Flamme. Auch andre Flammen kann man leicht entleuchten. Die Helligkeit unserer gewöhnlichen Flamme wird nur durch glühende feste Kohletheilchen, die in der Flamme schweben, hervorgerufen; verbrennt man diese Theilchen vollständig, indem man genügend Luft zuführt, wie es bei den bekannten Gaslochapparaten geschieht, so ist die Flamme nichtleuchtend. Versüßlicht man z. B. beim Gaslocher die Luftzuführung mit dem Finger, so wird die Flamme sofort hellgelb, wie eine gewöhnliche Gasflamme.

Noch auf einem andren Wege kann man eine Flamme entleuchten: indem man nämlich anstatt Luft ein nicht brennbares Gas, wie Stickstoff, zuführt. Dieser nimmt dann an der Erhitzung teil, so daß die Flamme kälter werden muß; den glühenden Kohletheilchen wird dadurch soviel Wärme entzogen, daß sie aufhören müssen, zu leuchten. Hier beruht also das Dunkelwerden der Flamme auf einem

erheblichen Nachlassen der Hitze, bei genügender Luftzufuhr dagegen und vollständiger Verbrennung steigt die Hitze ganz außerordentlich. In der Luft ist stets auch eine große Menge Stickstoff enthalten, der mit erhitzt wird und überflüssigerweise Wärme beansprucht. Speist man die Flamme mit reinem Sauerstoff, so wird sie viel heißer und heller. Uebrigens hat nicht der Sauerstoff allein die Eigenschaft, bei seiner Vereinigung mit andren Substanzen brennende Gase zu liefern; auch sonst tritt häufig bei der chemischen Verbindung zweier Stoffe eine starke Wärme-Entwicklung auf, die anreicht, das gebildete Gas mit heller Flamme zu verbrennen, obwohl nirgends eine Spur von Luft oder Sauerstoff vorhanden ist. So kann man z. B. das metallische Antimon (Spießglanz) mit Leichtigkeit in einer Atmosphäre des giftigen grünlichen Chlorgases verbrennen. Der Chemiker kennt viele solcher Verbrennungen ohne Luft und Sauerstoff; im gewöhnlichen Leben sind wir überall von Luft umgeben, und deshalb ist die Verbrennung in Luft die typische Verbrennung geworden. —

### Geologisches.

en. Neue Erdbbenforschung. Nach dreijähriger Arbeit ist es dem italienischen Erdbbenforscher Dr. Cancani gelungen, einen Apparat zur Erdbbenmessung herzustellen, der eine erheblich größere Feinheit in der Aufzeichnung von Erdstößen gewährt. Bisher waren die Erdbbenmesser meist so eingerichtet, daß die Aufzeichnungen auf einer glatten Platte oder einem Papierstreifen geschahen, der entweder selbst durch einen Erdstoß in Bewegung gebracht wurde oder eine eigne gewöhnlich langsame Geschwindigkeit besaß, die durch den Erdstoß verändert beziehungsweise gesteigert werden sollte. In beiden Fällen wurde die besonders wichtige Feststellung der einem stärkeren Erdbben vorausgehenden schwachen Erztitterungen des Erdbodens nahezu ausgeschlossen. Dr. Cancani hat diesem Uebelstand dadurch abgeholfen, daß er dem zur Aufzeichnung dienenden Papierstreifen eine ständige Bewegung mit der Geschwindigkeit von 6 Metern in der Stunde erteilt. Dadurch können noch Erdschütterungen von  $\frac{1}{100}$  Sekunde wahrgenommen werden. In einer kürzlich veröffentlichten Arbeit behauptet Dr. Cancani, daß die Geschwindigkeit sogar noch bis auf das zehnfache gesteigert und dadurch die Aufzeichnung von Erdschütterungen ermöglicht werden könnte, die nur den zwanzigsten Teil einer Sekunde wären. Es handelt sich dabei hauptsächlich um die Feststellung solcher Bewegungen der Erdkruste, die als Wellen von Erdbbengeräuschen aufzufassen sind, aber weitans jenseits der Wahrnehmung durch das Ohr liegen. —

### Notizen.

— Guttenbergs erster Druck. Als erster nachweisbarer Druck Guttenbergs hat sich ein Kalenderfragment ergeben, das vom Bibliothekar Dr. Fedler in Wiesbaden aufgefunden worden ist. Die Fixierung des Datums dieses für die Geschichte der Buchdruckerkunst wichtigen Fragments erfolgte im astronomischen Recheninstitut zu Berlin; die notwendigen, auf Sonne, Mond und Planeten sich erstreckenden Rechnungen für die ersten vier Monate des Jahres 1448 führten Professor Bauschinger und Dr. Stichtenoth aus. Die Veröffentlichung erfolgt demnächst in den Schriften der Guttenberg-Gesellschaft. —

— Gerhart Hauptmanns „Florian Geyer“ wird vollständig umgearbeitet noch vor Weihnachten im Deutschen Theater in Scene gehen. —

— Frau Prask-Grevenberg ist an das Theater „Schall und Rauch“ engagiert worden; sie wird an dieser Bühne zuerst in Schalkers Schauspiel „Des Pastors Miele“ in der Titelrolle auftreten. —

— „Geschwister Lemke“, ein neues Bühnenwerk von Richard Slowronnek und Leo Walthers hatte bei der Erstaufführung im Nürnberger Stadttheater Erfolg. —

— „Ehrliche Leute“, ein Drama von Julius Knopf, wurde bei seiner Erstaufführung im Wiener Deutschen Volkstheater freundlich aufgenommen. —

a. Gabriele d'Annunzio arbeitet gegenwärtig an einem neuen Drama „König Ruma“, in dem die Dase die Rolle der Nymphe Egeria spielen soll. —

— Das große deutsche Sängerefest im Jahre 1906 soll in Breslau abgehalten werden. —

— Die elektrische Leitungsfähigkeit der Pflanzenstämme ist von dem englischen Naturforscher Forest Heath durch sehr sinnreiche Methoden gemessen worden. Es wurde aus Blättern, Stengeln, Wurzeln verschiedener Pflanzen der Saft ausgepreßt und dieser hinsichtlich seiner elektrischen Leitungsfähigkeit untersucht. Es ergab sich hierbei nach der „Naturwissenschaftl. Rundschau“, daß die Pflanzenstämme verhältnismäßig gute Leiter sind und die Leitungsfähigkeit zum großen Teile auf den gelösten Mineralstoffen beruht, während die organischen Bestandteile eine geringere Rolle spielen. Ferner ist die spezifische Leitungsfähigkeit des aus den Wurzeln der Pflanzen gewonnenen Saftes immer beträchtlich geringer als die des Saftes, der aus den oberirdischen Teilen der Pflanzen gewonnen worden ist. Sie nimmt im allgemeinen von der Wurzel aufwärts zu. In der Mehrzahl der Fälle ist die spezifische Leitungsfähigkeit um ungefähres Maß für den relativen Aschengehalt in verschiedenen Teilen der Pflanze. —